



Die kirchliche Baukunst des Abendlandes

historisch und systematisch dargestellt

Dehio, Georg

Stuttgart, 1892

1. Bogenform

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81352](http://urn.nbn.de:hbz:466:1-81352)

I. Bogenform.

Die Vorherrschaft des Gewölbebaues in der späteren römischen Architektur hatte zuwege gebracht, dass, im Gegensatz zum griechischen Kanon, der Bogen die normale Form der Verbindung zweier Freistützen oder der Ueberspannung einer Maueröffnung wurde. In welchem Umfang die christlich-antike und die romanische Architektur auch in ihren vom Gewölbebau unabhängigen Gattungen dieser Anschauung gehorchten, braucht hier nicht wiederholt zu werden.

Die normale Bogenform des romanischen Stils ist der Halbkreis.

Er erfährt unter Umständen Modifikationen: entweder Verkürzung oder Ueberhöhung. Die erstere (Segmentbogen) findet wenigstens im Kirchenbau keine Verwendung, ausser als gelegentliches und wenig in die Augen fallendes Expediens mancher Gewölbekonstruktionen. Ueberhöhung entsteht durch Einschiebung eines senkrechten Stückes zwischen den virtuellen Kämpferpunkt und den tiefergelegten architektonisch charakterisierten Kämpfer. Eine mässige Ueberhöhung ist z. B. an den Hauptarkaden des Schiffs sehr gewöhnlich und bezweckt die für den tiefstehenden Besucher entstehende optische Verkürzung auszugleichen. Ein höherer Grad wird als Stellung bezeichnet. Die romanische Baukunst macht davon viel seltener Gebrauch als die byzantinische; hauptsächlich nur an sehr hoch liegenden Bauteilen, wie Zwerggalerien, Turmfenstern u. s. w., oder an den inneren Bögen der Chorungänge, zur Ausgleichung des Höhenunterschiedes gegenüber den äusseren.

Der Hufeisenbogen ist arabischen Ursprungs und findet sich in ausgeprägterer Gestalt nur in spanischen Kirchen (Taf. 75); seit ca. 1100 auch in Frankreich und Italien, speziell an Portalen; in Deutschland erst im Uebergangsstil.

Andere Formen, wie der Dreieckbogen (franz. *arc en mitre*) und der Kleeblattbogen kommen nur an konstruktiv indifferenten Teilen, namentlich Blendarkaturen, auch wohl Fenstern und Türmen vor, die letztere Form gleichfalls aus dem Orient importiert.

Endlich der Spitzbogen.

Die Irrtümer, wenigstens die gröberen, mit denen in betreff seiner die Kunstgeschichte bis vor kurzem belastet war, dürfen jetzt als abgethan gelten. Die Entdeckungen der letzten Jahrzehnte in der Baugeschichte des alten Orients haben gelehrt, dass der Spitzbogen so alt ist, wie die Kenntnis des Wölbens überhaupt. Er bietet sich so

sehr von selbst dar, dass man weit eher zu fragen berechtigt ist: warum hat man hier seiner sich enthalten? als: warum hat man ihn dort gebraucht? Die Frage nach der Erfindung des Spitzbogens hat somit nur Sinn, wenn sie sich auf eine bestimmte Funktion unter bestimmten Verhältnissen richtet, und so genommen kann man sagen, dass sie sich im Laufe der Geschichte zum öftern wiederholt hat. Spitzbogige Gewölbe aus rasanten Steinen, zum Teil schon in sorgfältigster Keilformung hergestellt, haben so die Aegypter wie die Assyrer für gewisse Aufgaben im Gebrauch gehabt, vgl. Perrot et Chipiez, *Histoire de l'art dans l'antiquité* I Fig. 302, II Fig. 72. Reichlichere Verwendung findet der Spitzbogen bei den Persern seit der Zeit der Arsaciden und ohne Zweifel haben ihn die Griechen und Römer ganz gut gekannt, nur dass sie ihn nicht gebrauchen wollten. Als abgeleitete Form lebt er in der arabischen Baukunst fort; er ist dort nur um seiner linearen Erscheinung willen, nur fürs Auge da, nicht Glied eines konstruktiven Systems. Lediglich in diesem Sinne geht er auf die christliche Architektur Siciliens über: er herrscht an Fenstern und Arkaden, an letzteren mit starker Stelzung (Taf. 73, 76); an den Gewölben ohne tiefere Konsequenz. Vereinzelt dringt er auch nach Unteritalien, ja selbst bis nach Toskana (Dome zu Pisa und Ancona) vor. Dass die gebrochenen Gurtbögen in S. Scolastica zu Subiaco dem J. 981 angehören, wäre, wenn beweisbar, geschichtlich gleichgültig.

Unter den Kernlanden der abendländischen Baukunst ist es zuerst und lange Zeit allein Südfrankreich, das dem Spitzbogen in seinem Formenschatz eine Stelle giebt. Die herrschende Meinung sieht auch hier Entlehnung von den Arabern. Wir können jedoch derselben, wenn überhaupt eine, so nur ganz untergeordnete Bedeutung zuschreiben. Der Spitzbogen tritt hier von Anfang an in einer Art auf, für die die Araber kein Vorbild geben: an anderen Bauteilen, in anderer Form, in anderer Funktion. Der südfranzösische Spitzbogen gehört lange Zeit allein dem Gewölbe an. Von den konstruktiven Vortheilen, die er bot, wird weiter unten die Rede sein. Ästhetisches Wohlgefallen an seiner Form war ursprünglich so wenig im Spiel, dass man unter dem zugespitzten Gewölbe rundbogige Gurte anordnete, was nur bedeuten kann, dass man jene Form möglichst wenig bemerklich werden lassen wollte. Ziemlich bald gewöhnte man sich dann allerdings so weit an sie, dass man auch die Gurte gebrochen bildete, während alle übrigen am Gebäude vorkommenden Bögen die Halbkreisform noch lange Zeit bewahrten. Der die Mehrzahl der südfranzösischen Denkmäler treffende Mangel einer sicheren Chronologie gestattet auf die Frage nach dem Zeitpunkte des ersten Auftretens nur eine ungefähre Antwort. Da wir ihn am frühesten und allgemeinsten an den einschiffigen Kirchen mit Tonnengewölben beobachten, wird er bei Ein-

bürgerung dieser Gattung ziemlich bald sich eingestellt haben, also eher etwas jenseits wie diesseits des J. 1000¹⁾). Erheblich jünger ist die Uebertragung der Form auf die Arkaden. Uns sind dafür früher als aus den letzten Decennien des 11. Jahrhunderts keine Beispiele bekannt, diese erstrecken sich aber allerdings schon über einen weiten Umkreis bis nach Burgund und an die Loire (die flachgedeckte Kirche Notre-Dame zu Beaugency.)

2. Gewölbe technik.

Der romanische Gewölbebau entwickelt sich, ausgehend von der erlöschenden Tradition des römischen Altertums, selbständig weiter. Er schliesst sich ihr unmittelbar an, wo so herrliches Material, so treffliche antike Vorbilder zur Hand waren wie im südlichen Frankreich. Dort finden wir schon im 11. Jahrhundert Keilsteingewölbe in mehr oder minder regelmässigem Fugenschnitt. Gussgewölbe kommen in frühromanischer Zeit in Deutschland zuweilen vor (S. 135) und werden sich auch in Italien und Frankreich finden. Die Ausführung geschah nicht in der Weise, dass einfach ein Grobmörtel (Beton) auf die Schalung gebracht wurde, sondern es wurden die Steine mit der Hand in die aufgebrachte Mörtelmasse eingedrückt, und damit schichtenweise zum Gewölbeschluss vorgegangen, oder die Steine auf die Schalung geschichtet und mit flüssiger Mörtelmasse übergossen, welche in die Fugen eindrang und erhärtend dem Gewölbe die nötige Festigkeit gab. Ihrer überwiegenden Menge nach sind die romanischen Gewölbe aus Bruchstein, oder wenig regelmässigen Haustenen in reichlicher Mörtelbettung hergestellt.

Byzantinische Einflüsse machen sich im östlichen Italien und in Aquitanien fühlbar, beziehen sich indes mehr auf die Form als auf die Ausführung der Gewölbe.

Der von mancher Seite behauptete Einfluss der Quaderbauten Zentralsyriens lässt sich nicht erweisen, ist auch an sich ganz unwahrscheinlich. Die syrischen Bauten sind in römischer Quadertechnik ausgeführt und was an ihnen zu lernen war, konnte ebensogut an den südfranzösischen Römerbauten studiert werden. Die Gewölbesysteme, für welche ihr Einfluss in Anspruch genommen wird, in erster Linie das auvergnatische, waren zur Zeit des ersten Kreuzzuges schon vollkommen ausgebildet, und die Kirchenbauten, an welchen ein derartiger Einfluss am nächstliegendsten wäre, die Bauten der Kreuzfahrer in

¹⁾ Ein spitzes Kloster gewölbe von a. 1016 in der Kreuzkapelle zu Montmajour.